

dtv

Pascha, der vorlaute Geist aus ›Kühlfach 4‹, bekommt wieder Arbeit. Bei einem schweren Autounfall werden vier Kinder verletzt, und die Fahrerin – eine türkischstämmige Lehrerin – ist verschwunden. Im Krankenhaus werden die Kids vorübergehend in ein künstliches Koma versetzt, was bedeutet, dass ihre Seelen derweil fröhlich auf Erkundungstour gehen und Pascha in der Zwischenwelt Gesellschaft leisten. Der hat alle Hände voll zu tun, den Flohzirkus um sich zu bändigen. Gleichzeitig will er mit seinen unternehmungslustigen Nachwuchsassistenten der vermissten Lehrerin auf die Spur kommen. Doch die Ermittlungen zwischen Schule und Nachtclub geraten schnell ins Stocken, und einmal mehr muss Pascha seine kriminalistischen wie auch pädagogischen Talente unter Beweis stellen. Von Rechtsmediziner-Freund Martin ist dieses Mal wenig Hilfe zu erwarten. Der ist aufgeregter denn je, weil er Vater wird. – »Es ist zu hoffen, dass Pascha und seine große Klappe noch länger nicht in den Himmel auffahren.« (Wiener Zeitung)

Jutta Profijt wurde 1967 in Ratingen geboren. Ihre Bücher über den vorlauten Geist Pascha und den schüchternen Rechtsmediziner Dr. Martin Gänsewein sind Riesenerfolge. ›Kühlfach 4‹ war 2010 für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert. Jutta Profijt lebt als freie Autorin in der nieder-rheinischen Provinz. Mehr über die Autorin: www.jutta-profijt.de

Jutta Profijt

**KÜHLFACH
BETRETEN
VERBOTEN!**

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jutta Profijt
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kühlfach 4 (21129)
Im Kühlfach nebenan (21185)
Kühlfach zu vermieten (21256)
Schmutzengel (21206)
Blogging Queen (21306)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2012
2. Auflage 2012
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter
Verwendung von Fotos von gettyimages
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 9,5/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21340-0

EINS

Dienstag, 19 Uhr 43

Der Kangoo klebte an dem Brückenpfeiler wie ein Furunkel an der Sitzritze, aber der Fahrersitz war leer. Das war erstaunlich, denn die Faltschachtel sah nicht gut aus. Okay, so ein rollender Schuhkarton sah nie gut aus, aber was ich damit meine, dürfte klar sein: Die Karre war Schrott und der Fahrer hätte eigentlich schlaff im Gurt hängen sollen. Mindestens mit Schleuderhirn, vielleicht sogar einem Knick im Genick. Das käme auf die Geschwindigkeit an, mit der die Karre an den Pfosten gerauscht war. Aber nein, keine Spur vom Pfeilerküsser, nur die vier Beifahrer hingen in ihren Gurten. Und dann haute es mir die Füße weg – virtuell, natürlich: die vier leblosen Gestalten waren Kinder.

Innerhalb kürzester Zeit kamen die Bullen, die Sanis und – die Schaulustigen. Diese Glotzgeier finden jeden Unfallort, obwohl dieser hier wirklich ein Geheimtipp war, ebenso wie der unbeleuchtete, aber immerhin grob asphaltierte Weg an der stillgelegten Bahnstrecke entlang, von dem der Kangoo abgekommen war. Für Insider war das eine beliebte Abkürzung, wenn man mehrere große Kreuzungen mit mehreren Ampeln umgehen wollte.

An diesem nasskalten Abend Ende November war es

schon nach sieben und der Autoverkehr daher eher sporadisch. Dafür gab es etliche Hundebesitzer, die nach Feierabend mit ihren Viechern über die Brücke dackelten, weil auf der südlichen Seite ein winziger Park die Funktion des örtlichen Hundeklos übernimmt. Die Brücke füllte sich also mit Gaffern. Immer, wenn es um Kinder geht, sind alle besonders angespannt, daher ging der Zoff gleich los.

»Verzieh dich, du krankes Arschloch!«, rief einer der Sanis einem besonders interessierten Sensationsspion zu, der mit seinem Touchscreendildo die Rettungsarbeiten filmte. Der Sani würde sich sicher noch am selben Abend auf YouTube bewundern können.

Mehr Bullen wurden angefordert, »um die Spanner auf Abstand zu halten«, wie der Uniformierte in sein Funkgerät brüllte. So laut, dass die Spanner es mithören mussten, wenn sie nicht völlig horchtot waren. Sie rührten sich trotzdem nicht vom Fleck.

Zwei weitere Blaulichtschaukeln kamen, die Streifenhörnchen stiegen aus, zwei schnappten sich eine Rolle Flatterband, um die Unfallstelle abzusperren, zwei stiegen die Treppe zur Brücke hoch.

»Ihre Ausweise, bitte«, sagte der Größere zu den Zuschauern, die sich lässig ans Geländer gelehnt hatten, um nur ja nichts zu verpassen.

»Was soll das?«, fragte der Dokumentarfilmer.

»Sie haben sicher alle etwas gesehen, das Sie uns mitteilen möchten, sonst gäbe es ja für Sie keine Notwendigkeit mehr, hier zu warten. Und die Namen von Zeugen werden selbstverständlich erfasst.«

Einige verpissten sich, andere, wie der Filmer, blieben und begannen eine Diskussion über Bürgerrechte und polizeiliche Willkür mit den Ordnungshütern. Ich wandte meine Aufmerksamkeit von den Hyänen ab und schaute nach den vier Unfallopfern.

Die Sanis hatten sie inzwischen aus dem Kangoo geholt und auf den Boden gelegt. Die Bonsais waren erschreckend still. Ich näherte mich vorsichtig.

Und dann hörte ich sie.

Bevor ich weiter berichte, muss ich diejenigen, die mich noch nicht kennen, mal schnell auf die Spur setzen. Mein Name ist Pascha, mein fünfundzwanzigster Geburtstag liegt ein paar Monate zurück, aber da war ich schon tot. Im Februar dieses gerade auf sein Ende zuschitternden Jahres wurde ich ermordet. Meine Seele verließ den Körper, fand aber den Tunnel mit dem Licht nicht und hängt seitdem als Geistwesen hier auf der Erde herum. Es gibt einen einzigen Menschen, zu dem ich Kontakt aufnehmen kann, und das ist Herr Doktor med. Martin Gänsewein, gelernter und praktizierender Rechtsmediziner, und genau derjenige, der mich anlässlich meiner Obduktion vom Hals bis zum Sack aufschlitzte. Seitdem sind wir so eine Art Freunde. Von beiden Seiten eher unfreiwillig, aber von meiner Seite mangels Alternativen galaktisch loyal.

Andere Seelen kann ich hören und mich mit ihnen unterhalten – sofern sie die Freundlichkeit besitzen, auf meiner Ebene eine Zwischenstation einzulegen. Was sie selten tun. Die meisten Seelchen verlassen im Augenblick des Todes den Körper und rasen auf direktem Weg und ohne Umweg »ins Licht«. Eine kleine, dicke Nonne namens Marlene hatte mir im Frühjahr einige Zeit Gesellschaft geleistet, ansonsten war ich seit meinem Tod allein. Da das Alleinsein auf dieser Existenzebene genauso doof ist wie auf der körperlichen Normalebene, verbrachte ich viel Zeit damit, in Notaufnahmen von Krankenhäusern oder eben an Unfallschauplätzen herumzuhängen, in der Hoffnung, mal wieder eine Seele zu treffen, die mir Gesellschaft leistet.

Deshalb war ich hier.

Mit Kindern hatte ich allerdings nicht gerechnet. Ich habe mit solchen Rotznasen auch noch nie was im Sinn gehabt ... Es gab da mal einen Cousin, der genau an meinem achtzehnten Geburtstag geboren wurde und von dem alle Welt annahm, dass ich ihn schon allein deswegen süß finden müsste. Wir zwei, durch ein Band des Schicksals miteinander verbunden. Ha! Ich hab ihm Band des Schicksals gegeben, als ich einmal auf ihn aufpassen musste. Hab ihn am Tischbein festgezurret. Nackt auf dem Töpfchen, damit ich nicht noch den Kacksack wechseln musste. Hat ziemlichen Ärger gegeben, damals. Dabei war ich sicher, dass dem Knilch eine Nacht auf dem Topf nicht geschadet hat, zumal diese Teppichratten in jeder Haltung pennen können. Aber Eltern befinden sich einfach immer im Zustand höchster Hysterie, was ihren quengelnden Nachwuchs betrifft. Wenigstens musste ich mich nie mehr um den Cousin kümmern. Ziel erreicht.

Jetzt hing ich also in einigen Meter Höhe über dem Unfallschauplatz und konnte leises Weinen hören. Oder Wimmern. Keine Ahnung, wie man diese Geräusche, die mich umschwirrten, nennen soll. Erst dachte ich, es käme von den Gaffern, die sich auf ihrer Brückenloge ungefähr auf gleicher Höhe befanden wie ich, aber es kam eindeutig von den Kindern, deren Körper auf dem Asphalt vollkommen reglos nebeneinanderlagen. Ich erstarrte.

»Ruhe!«, rief ich laut und, wie ich fand, ziemlich autoritär.

Das Gewimmer verstummte.

»Wer seid ihr?« Hausmeisterntonfall. Also so ziemlich die grässlichste Bedrohung, die Kinder in dem Alter kennen.

»Ich seh mich von oben«, jammerte plötzlich eine Stimme direkt neben mir.

»I-i-i-ich auch«, schluchzte eine zweite.

»Weil wir tot sind«, entgegnete eine dritte in einem relativ gefassten, eher etwas klugscheißerischen Tonfall. Eine Mädchenstimme. War ja klar.

Die vierte Stimme winselte einfach weiter.

»Ich will nach Hause«, jammerte die zweite Stimme.

»Ruhe!«, brüllte ich wieder.

Ich konnte spüren, wie die Seelchen zusammenzuckten.

Ich musste mich erst mal sortieren. Das Gejammer kam eindeutig von meiner Ebene, nicht vom Asphalt. Waren die Rotzlöffel etwa schon tot? Die Sanis schienen nicht der Meinung zu sein, denn sie gaben ihnen Spritzen. Tote Leute kriegen keine Spritzen, so viel ist klar, das wäre Verschwendung.

Und trotzdem hingen diese Bonsai-Seelen hier oben bei mir rum. Kapierte ich nicht. Also zurück auf Start und ganz von vorn anfangen.

»Jetzt mal der Reihe nach«, ordnete ich an. »Wer seid ihr und woher kommt ihr?«

»Wir sind aus der 3c. Ich heiße Edeltraud.«

»Edeltraud?«, fragte ich, dann brüllte ich los. Vor Lachen. So einen dämlichen Namen hatte ich ja noch nie gehört.

Ich spürte, dass sie schmolte, und gleichzeitig erschien ihr Gesicht wie ein Nebelschleier vor mir. Der Nebelschleier sah aus wie das feldkaninchenblonde Gör mit den zwei Zöpfen auf der Straße, nur konnte ich jetzt auch noch sehen, dass Ober- und Unterkiefer mit Blitzableitern vernagelt und die Augen hinter dem schiefen Brillengestell voll Wasser waren. Scheiße. Heulende Weiber bedeuten immer Stress.

»Sie mag ihren Namen auch nicht sehr«, murmelte eine Jungenstimme. »Deshalb sage ich Edi zu ihr.«

»Und wie heißt du?«, fragte ich in die Luft.

»Jo.« Der kleinste der drei Jungs tauchte als durchschei-

nende Gestalt vor mir auf. Geile Vorstellung. Die Kids nennen ihre Namen und dann kann ich sie auf Geisterebene sehen. »Eigentlich Johannes-Marius.«

»Mit abartigen Namen kennst du dich also aus«, stellte ich fest.

»Ich bin Bülent.« Aha, der dunkelhaarige Pummel.

»Niclas.« Größer als die anderen, spindeldürr und rothaa-
rig. Ein Feuermelder. Ich hatte das Wort kaum gedacht, als
Niclas auch schon in Tränen ausbrach. Na super. Eine bes-
serwisserische Zahnspange, ein frauenverstehender Knirps,
ein knödeldicker Türke und ein feuermelderroter Wasch-
lappen. War die 3c die Ausschussklasse der Sonderschule?

Der kleine Geistertrupp ließ unglücklich und verwirrt die
Köpfe hängen und beobachtete mit einer Mischung aus fas-
zinierter Neugier und namenlosem Entsetzen die Vorgänge
unten auf dem Asphalt.

»Und euer Fahrer war besoffen und hat sich aus dem
Staub gemacht, nachdem er die Karre gegen die Wand ge-
fahren hat«, stellte ich das Offensichtliche fest.

»Nein.« Natürlich kam der Widerspruch von der Zahn-
spange. »Frau Akiroglu, das ist unsere Lehrerin, wurde
absichtlich von der Straße abgedrängt – und dann hat der
Mann sie mitgenommen.«

»Welcher Mann?«, fragte ich verwirrt. »Ein Sanitäter?«

»Doch kein Sanitäter, die sind ja weiß! Es war ein schwar-
zer Mann mit einer Kapuze. Er hat sie entführt.«

Die Göre sah eindeutig zu viel Tatort. Da passieren
solche Dinge. In echt nicht. In der Realität werden Auto-
unfälle von mehreren Faktoren verursacht. Erstens, zwei-
tens und drittens: Alkohol. Viertens: Sekundenschlaf. Fünf-
tens: Suchen der Kippe im Fußraum des Beifahrersitzes
oder Fummeln an der Person auf dem Beifahrersitz oder
befummelt werden von der Person auf dem Beifahrersitz.
Sechstens: Ach, was weiß ich. Die Liste lässt sich sicher

fortsetzen, Tempolimitfetischisten werden irgendwann die berühmte unangepasste Geschwindigkeit aus der Fahrradtasche zaubern, aber nie, wirklich niemals, habe ich gehört, dass ein Lehrerinnenfräulein mit vier Blagen im Gepäcknetz von der Straße gedrängt und entführt worden ist.

»Was machen wir denn jetzt nur?«, flüsterte Jo nach einer Weile.

»Ich will nach Hause«, jammerte Niclas.

»Gute Idee«, sagte ich. »Und tschüss.«

Ich erwartete, dass die Zwerge verschwanden, aber sie waberten weiter um mich herum.

»Was?«, fragte ich genervt.

»Ich will richtig nach Hause«, jammerte Niclas. »In mir drin.«

»Na dann rein mit euch in eure Körper, die Sehdeckel hoch und ab nach Hause«, schlug ich vor.

Um mich herum entstand Bewegung, Drängeln, Stöhnen und dann enttäushtes Kopfhängenlassen.

»Das geht nicht«, sagte Jo. »Ich kann zwar ganz nah ran, aber ich komme nicht rein.«

»Okay, das wird schon wieder. *Hasta la vista*«, sagte ich und drehte ab.

Um acht fingen im Kino die guten Filme an, da wollte ich dabei sein. Noch war ausreichend Zeit, also zockelte ich langsam in Richtung Popcorntempel in dem beruhigenden Bewusstsein, die Quengelgang abgehängt zu haben, aber dann merkte ich, dass sie an mir klebten wie Kaugummi unter den Schuhsohlen. Ich stoppte entnervt.

»Was wollt ihr von mir?«, fragte ich.

»Bist du der liebe Gott?«, fragte Niclas.

Häh? Sah ich etwa so aus?

»Na ja, eigentlich nicht. Aber sonst ist ja hier keiner«, flüsterte er.

»Hör mal zu, du Nullchecker. Ich bin nicht der liebe Gott, den gibt es nämlich gar nicht. Hier bei mir gibt es auch sonst keine Spielverderber wie Lehrer, Bullen oder Mütter. Wir können also tierisch die Sau rauslassen – äh, damit meine ich nur die über achtzehn. Ihr Welpen geht zurück zu den Sanitätern. Die kümmern sich um euch.«

Ich spürte ihre Unentschlossenheit.

»Ich bleibe bei dir«, sagte der Türke. »Du weißt, was abgeht.«

Auf gar keinen Fall, dachte ich. Die Mistkäfer rückten näher. War ich Säuglingsschwester, oder was? Jetzt musste ich mir etwas einfallen lassen.

»Das geht nicht«, rief ich. »Ihr müsst bei euren Körpern bleiben.«

Damit hatte ich die vier Fragezeichen vor mir.

»Ihr müsst bereit sein, jederzeit wieder in eure Körper zurückzukehren.«

»Häh?«, brummte Bülent.

»Pass mal auf, Kümmelchen«, sagte ich jetzt schon wirklich angenervt. Hoffentlich wachten die Kids unten auf dem Asphalt bald auf, damit ich meine himmlische Ruhe wiederbekam. »Ihr liegt da unten im Koma oder so was in der Art, jedenfalls seid ihr nicht tot.«

Das Wort *tot* schockte sie total, offenbar hatten sie diese Möglichkeit nicht einmal in Erwägung gezogen.

»Die Sanis kriegen das wieder hin, da bin ich mir ganz sicher, und dann müssen die Seelchen ruckzuck zurück in den Körper. Von null auf hundert in null Komma nix, wenn du kapierst, was ich meine.«

»Und wenn nicht?«, fragte Bülent.

»Dann bist du tot.«

Kurze Pause.

»So wie du?«, fragte das Edelfräulein.

Schnellmerkerin.

»Also warst du zu langsam«, trötete Jo.

Das ging jetzt aber zu weit. »Nee, ich wurde ermordet.«
Atemloses Schweigen.

Da waren sie baff, die kleinen Hosenscheißer. Damit hatten sie nicht gerechnet. Ich war ganz schön stolz auf mich. Ermordet zu werden ist nämlich was ganz Besonderes. Statistisch gesehen schaffen das die wenigsten. Die meisten Leute krepieren einfach als Motorradfahrer im Gegenverkehr, als Chemieunfall in der Krebsklinik oder als Pflegefall im Altenheim. Nur die wirklich Wichtigen werden umgebracht. So wie ich.

»Ihr bleibt einfach hier, und wenn es so weit ist, geht ihr in eure Körper zurück. Schönen Tag noch.«

Ich drehte wieder ab.

»Wie merken wir denn, wann das so ist?«, fragte Edeltrötchen.

»Äh – «

»Weiß der doch nicht, der hat's ja nicht geschafft«, sagte Jo hämisch.

Das war ja einer von der ganz schlauen Truppe.

»Ich will nach Hause«, wiederholte der Rotschopf.

»Bleibt geschmeidig und vor allem: Bleibt bei euren Körpern«, rief ich über die Schulter. Ich wollte endlich ins Kino, dort lief der neue Film mit Bruce Willis. Für mich natürlich ohne Popcorn und Tussigriffeln, aber dafür kam ich gratis rein. Sogar Loge!

Ich war ein paar Sekunden unterwegs, bis ich riffelte, dass die Zwergenarmee mich schon wieder verfolgte.

»Hey, ihr sollt bei euren Körpern bleiben.«

»Aber da sind wir allein«, stammelte Edi.

»Blödsinn, Schneewittchen, da sind die Sanis und die Bullen und ganz viele Leute, die sich freiwillig für ihre Scheißjobs entschieden haben. Also noch mal: Bye-bye, Bonsais!«

Es nutzte nichts. Sie folgten mir. Zögernd und heulend,

aber klebrig wie ausgelaufene Rum-Cola. Ich seufzte. Adios, Brucie-Baby, heute musst du die Welt ohne mich retten.

»Okay, Leute, ich begleite euch ins Krankenhaus. Da bleibt ihr dann aber schön neben euren Bettchen hocken, damit ihr da seid, wenn ihr wieder aufwacht.«

Die allererste Hilfe war offenbar inzwischen abgeschlossen, denn die Sanis machten die Patienten reisefertig, legten sie auf Rolltragen, Decke drüber, anschnallen und ab in die Siechenschaukeln, die mit Blaulicht parat standen. Die ganze Aktion hatte wohl gar nicht so lang gedauert, wie es mir vorgekommen war, denn die Einschüchterungsbullen stritten immer noch mit den Zeugen, während die Tatortbullen mit ihrem Messrädchen unterwegs waren, Bremspuren fotografierten und mit starken Handlampen die Schlaglochpiste nach Hinweisen absuchten.

Die Bonsais und ich hingen noch über dem Ort des Geschehens herum, als ich das typische Wupp-Wupp-Wupp des Polizeihubschraubers hörte, der bei solchen Unfällen üblicherweise angeschraubt kommt, um Fotos aus der Vogelperspektive zu machen.

»Lasst uns abhauen«, sagte ich, aber das letzte Wort blieb mir im Hals stecken, als ich bemerkte, dass Niclas' Gesicht sich gummiartig in die Länge zog.

»Hey, Feuermelder, halt dich von dem Hubschrauber fern«, brüllte ich ihn an, aber Niclas war völlig saft- und kraftlos und hatte den Wirbeln, die von den Rotorblättern verursacht wurden, nichts entgegensetzen. Er wurde langsam, aber sicher angesaugt.

Nun ist es ja nicht so, dass wir aus Materie bestehen, aber aus irgendwas bestehen wir schon, sonst gäbe es uns ja nicht. Ist 'ne komplizierte Kiste, die Sache mit der Physik,

und wissenschaftlich auch noch nicht so richtig erforscht – mangels spezialisierter Experten. Einfacher gesagt: Ich kenne keinen toten Einstein, der in meiner Welt vorbeigeschaut hätte, um sich mit ein paar geist-reichen Experimenten über Geistwesen zwischen irdischem Jammertal und himmlischem Paradies einen Nobelpreis zu angeln. Daher kann ich die Anziehungskraft von Rotorblättern auf Geistwesen nicht erklären, aber ich konnte live und in Farbe zusehen, wie Niclas immer näher an die Rotorblätter geriet. Ich konnte nicht nach ihm greifen, um ihn wegzuziehen. Ich konnte ihn nicht schubsen und mich nicht dazwischenwerfen. Gut, das hätte ich vielleicht gekonnt, aber darauf hatte ich keinen Bock.

Niclas' Freunde kreischten wie Schleifhexen auf Nirosta, nur er selbst war ganz still. Man kann sogar sagen, er war starr vor Entsetzen. Wie das Kaninchen vor der Schlange oder der Bräutigam vor dem Traualtar. Nur noch wenige Meter trennten ihn vom Rotor. Sein Gesicht sah aus wie im Schwarz-Weiß-Fernseher, während einer an der Antenne rumspielt. Mal büxten Nase und Ohren nach links aus, mal nach rechts. Das Gesicht wurde länger und länger und länger – dann wurde er vom Rotor ergriffen. Der Luftstrom verwirbelte das, was wir noch von ihm hatten sehen können, zu einem Strudel wie ablaufendes Wasser in der Badewanne.

Dann war er weg.

Die drei Kumpels schwiegen abrupt, dann setzte das Heulen ein. Greinende Gören sind so ziemlich das schlimmste Geräusch auf der ganzen Welt, aber mir fehlte die Kraft, sie anzuschleifen. Ich war geschockt. Bis ich das Würgen hörte.

»Niclas?«, fragte ich vorsichtig.

»Uaärgh«, war die Antwort.

»Niclas?«, schrie die Edeltröte in einer Tonlage, die mir fast die Birne sprengte.

Wir lauschten. Das Reihern kam von weiter hinten. Dort hing ein Wirbel in der Luft, der mit abnehmender Geschwindigkeit um sich selbst kreiselte.

»Ich will nach Hause«, jammerte der Wirbel.

Eindeutig Niclas' Text.

»Noch so 'ne Nummer, und das war's dann aber endgültig«, sagte ich.

Die anderen hingen erstarrt, aber wenigstens ohne Gemjammer neben mir, bis Jo sagte: »Hey, die Krankenwagen sind weg.«

O Mann!

Auf mein Kommando sausten wir gemeinsam hinter den Krankenwagen her. Da die Knirpse die Feinheiten der Fortbewegung noch nicht so draufhatten, waren wir langsamer als ein Rasenmäher bergauf, aber in dieser Hinsicht ist Köln zuverlässig. Die Krankenwagen hatten zwar Blaulicht und Sirene eingeschaltet, aber zunächst bremste die perforierte Asphaltdecke des Schleichweges ihre Geschwindigkeit. Auch nach Erreichen der nächsten Hauptstraße ging es nicht viel schneller voran, denn der Kölner an sich macht noch lange nicht Platz, nur weil hinter ihm ein blaues Licht blitzt, also holten wir bald auf. Ich checkte die Krankenwagen, verteilte die Kids in die richtigen Kisten und folgte der letzten Sanikarre. Wenn einer von den Zwergen auf die Idee kam, vor der Krankenhauszufahrt auszusteigen, würde ich ihn gleich einfangen und an seinen Körper tackern.

Die Sanis hatten die Verletzten in die Uniklinik gebracht. Wir kamen ohne weitere Zwischenfälle dort an. Ich überwachte die Sortierung von je einem Geist zu je einem Körper, vergewisserte mich, dass nicht der Kümmelgeist bei der Zahnspangentussi herumhing, erlaubte großzügig gegenseitige Kurzbesuche, verbot ihnen strikt, die Station zu verlassen, und düste zum Kino.

Doch zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich mich nicht auf einen Actionfilm konzentrieren. Ich überlegte sogar, ob ich noch mal im Krankenhaus nach dem Rechten sehen sollte. Aber darauf hatte ich auch keinen Bock. Eigentlich hasse ich Krankenhäuser, ich mag keine Kinder und ich war schon mal gar nicht für die Blagen verantwortlich. Also glotzte ich den Film weiter, obwohl ich inzwischen gar nicht mehr kapierte, wer oder was da eigentlich ablief, und verließ den Saal mit hundert anderen Zuschauern, von denen die meisten begeistert waren. Ich seufzte. Zum Glück konnte ich mir jeden Film so oft ansehen, wie ich wollte, denn ich musste ja keinen Eintritt zahlen. Ich würde also einfach am nächsten Tag noch mal dem Held der Helden bei seinen coolen Aktionen zusehen.

Ist es zu viel verraten, wenn ich gleich anmerke, dass natürlich nichts daraus wurde?

Den Rest der Nacht verbrachte ich bei Martin und Birgit. Für alle Frühdezenten noch mal zur Erinnerung: Martin ist der Rechtsmediziner, mit dem ich gedanklich kommunizieren kann. Birgit ist seine Freundin. Seit dem ersten Oktober wohnen die beiden zusammen in einer Wohnung, die – natürlich – Birgit besorgt hat. Ich sage natürlich, weil Martin für solche Alltagsdinge nicht zu gebrauchen ist. Man würde ihn für vollkommen lebensuntauglich halten, was aber auch nicht stimmt, denn er existierte bereits, bevor er Birgit kennenlernte. Aber mit ihr existiert er deutlich besser.

Eigentlich habe ich so eine Art Hausverbot, seit ich Martin eine Woche zu früh verraten habe, was er von Birgit zum Geburtstag bekommt. Dabei hatte ich es nur gut gemeint, denn Martin wollte sich einen neuen Frotteeschlafanzug kaufen, wie ihn normalerweise Säuglinge tragen. Also ganz warm, ganz flauschig, mit breiten Strickbündchen an Ärmeln und Beinen, damit nur ja keine kühle Zugluft an den

schlafenden Körper kommt. Er wollte sich also einen kaufen, obwohl Birgit ihm schon einen zum Geburtstag besorgt hatte. Das wusste er natürlich nicht. Aber ich. Und ich sagte es ihm, denn ich meinte es ja gut mit ihm.

Okay, ich wusste, was ich damit auslöste, aber Martin hatte mich genervt mit seinem üblichen Gewäsch von wegen Privatsphäre und so. Dafür hatte ich mich revanchiert. Er kann nämlich überhaupt nicht lügen und sah entsprechend dämlich aus, als er an seinem Geburtstag versuchte, Überraschung über den hellblauen Plüschfummel zu heucheln.

Die Einzige, die mir bei solchen Aktionen immer ein bisschen leidtut, ist Birgit. Aber sie hat sich schließlich diesen Oberproblemo als Freund ausgesucht.

Nachts konnte ich Martin leider nie stören, denn er schlief unter einem Schutznetz gegen Elektromog, das auch mich abhielt. Vermutlich hielt es in erster Linie und vor allem mich ab, denn zu diesem Zweck hatte Martin das Ding gekauft. Es sah aus wie ein Moskitonetz, also total verstrahlt, war aber leider sehr zweckdienlich.

Ich konnte Martin also nicht wecken und sein medizinisches Wissen über komatöse Zustände bei Schulmilchjunkies anzapfen, also schlüpfte ich stattdessen an meinen Lieblingsschlafplatz: Ich kuschelte mich zwischen Birgits wohlriechende Klamotten, die sie lässig auf den Stuhl in ihrer Ecke des Schlafzimmers geworfen hatte, und döste blöd vor mich hin.

Schlafen können wir Geister leider nicht.

Mittwoch, 04 Uhr 32

Gegen halb fünf war es mit meiner Ruhe vorbei. Dieses untätige Herumschimmeln ist die reinste Folter, wenn das Hirn nicht abschaltet, und meins wollte einfach keine Ruhe geben. Ständig spukten mir die Blagen im Sinn herum, da-

her gab ich die Ruhephase auf und machte einen Streifzug durch die Stadt. Ich düste zum Unfallort, wo im Dunkeln nichts zu erkennen war, und schlenderte dann von dort aus in Fahrtrichtung des Kangoos weiter. Irgendwo in dieser Richtung hatte das Ziel der Fahrt gelegen.

Ich flog relativ hoch, um mich in dem Viertel zu orientieren. Hier hatte ich zu Lebzeiten wenig zu tun gehabt, denn für einen Dieb hochwertiger Nobelkarossen war diese Gegend nicht gerade der bevorzugte Arbeitsplatz gewesen. Die eine Hälfte der Bewohner fuhr Tret-Ferrari, oft noch mit Fähnchen verzierten Anhängern dran, in denen die Kinder mit den doppelten Vornamen, wie Leon-Pius, oder esoterisches Mineralwasser transportiert wurden, die andere Hälfte fuhr Mercedes 190 D. Ja, immer noch.

Ich kannte mich also nicht gut aus. Statt aber einen geografischen Überblick zu gewinnen, sah ich nicht weit entfernt den Widerschein von Blaulichtern. Natürlich folgte ich dem Licht und erreichte schnell einen kleinen, ungepflegten Platz, in dessen Mitte ein großer Baum und mehrere Büsche standen. Unter einem dieser Büsche lag jemand. Und dieser jemand war, wenn ich das Absperrband, die Tatorttruppe und den Fotografen richtig interpretierte, tot.

In einem Streifenwagen saß eine zitternde Frau mit einem ebenfalls zitternden Dackel auf dem Schoß. Hundehalter sind doch immer noch die besten Helfer der Mordkommission, sowohl in städtischen Grünanlagen als auch auf dem platten Land. Ich sparte mir das Gestammel und Gestotter des Frauchens und das begeisterte Jagdhundgesabber der Fellwurst und wandte meine ganze Aufmerksamkeit dem Opfer zu. Zum Glück konnte ich mich an der Tatortabspernung vorbei, von Fotograf und Spusi unbemerkt, nah an die Leiche heranzoomen.

Mit dieser Art Leiche hatte ich nicht gerechnet. Vielleicht mit einem Penner, der sich zu Tode gesoffen hat. Oder einem Hormonbomber, dessen brodelndes Blut ihn in ein offenes Messer hat laufen lassen. Vielleicht hatte ich auch einen Junkie erwartet, keine Ahnung. Aber bestimmt keine Tussi, deren Kleidung sie eindeutig als Nicht-Junkie und Nicht-Penner identifizierte. Enge Jeans in dicken Stiefeln, eng anliegender Rollkragenpullover mit breitem Gürtel darüber, leichte Steppjacke. Und auf dem ganzen Oberkörper verteilte Schlitze im Pulli und große, dunkle Blutflecken drumherum.

An ihrem Rollkragenpullover klebte etwas, das ich zuerst für ein Stück welches Laub gehalten hatte, aber das war es nicht. Es war ein Stück Papier, das jemand mit Klebeband auf ihre spitzen Hupen geklebt hatte. Darauf stand das Wort *paçavra*.

Das Alter einer Leiche ist schwer zu schätzen. Natürlich kann man sehen, ob eine Schnecke eher unter dreißig oder jenseits der fuffzig ist, aber ob diese Gestalt hier eine gut entwickelte Jugendliche oder eine jugendliche Dreißigjährige war, hätte ich nicht einmal raten können. Sie hatte schwarzes Haar, schwarze Augenbrauen, lange schwarze Wimpern und eine dunklere Haut als die deutsche Durchschnittstante.

Vielleicht hatten wir es hier mit einer extrem glücklosen Lehrerin zu tun, die erst gegen eine Brücke gerast und dann auch noch abgestochen worden war.

Es gibt schon echt beschissene Tage im Leben.

Ich blieb noch einige Zeit bei der Tatortuntersuchung, die von Martins bestem Freund Gregor geleitet wurde. Er sah nach Schlafentzug aus und mindestens genauso angefressen. Gregor nimmt jede Leiche persönlich, besonders die jungen Frauen. Ab sofort würde er weder pennen noch vernünftig essen noch sich die Zeit nehmen, im Sitzen zu pinkeln, weil